



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

In tyrannos!

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



In tyrannos!



Im Jahre 1782 erschien Schillers Erstlingswerk mit dem aufsteigenden Löwen und dem Motto *In tyrannos!* auf dem Titelblatte. Daß die Fortschritts Herren sich diese schöne Gelegenheit zur Veranstaltung einer Jubiläumsfeier haben entgehen lassen, ist auffallend. Jener Löwe, welcher bekanntlich zu der Gattung gehört, die immer deklamirt und daher keine Zeit behält, den Feind zu zerreißen (vergleiche den „Löwen vom Quartier latin“), — die Devise, — Zitate aus den Räubern, das hätte einen glänzenden oratorischen Speisezettel gegeben, zum Schluß „Ein freies Leben“ von gemischtem Chor gesungen: die gehobene Stimmung würde nicht ausgeblieben sein. Doch ist das Jahr noch nicht zu Ende, gestattet ihnen also, das Versäumte nachzuholen. Inzwischen wollen wir uns erlauben, an jene historische Reminiscenz einige Betrachtungen von unserm Standpunkte aus zu knüpfen.

Der Spruch würde ohne Frage besser zu „Kabale und Liebe“ gepaßt haben. Denn dieses Drama ist wirklich ein, freilich etwas verzerrender, Spiegel der jammervollen kleinstaatlichen Zustände, welche erstickend auf dem Volke lasteten, das Reich zum Spotte der übrigen Welt und dann zur Beute der Franzosen machten. Und so starken Ausdruck der Dichter seiner Empörung über die Affen der beiden Ludwige, über ihre gewissenlosen Ratgeber, die Korruption, die Kabinettsjustiz, die Verschacherung der Landesländer u. s. w. giebt: den am meisten charakteristischen Zug bringt er in das Bild durch seine eigene Ehrfurcht vor dem stolzen Engelland, vor der Tochter des freiesten Landes, die zu verschmähen eine Heldenthat des „deutschen Jünglings“ ist. Wer an einen wahren Fortschritt glaubt und für ihn wirkt, der könnte in der That die Erinnerung an das *In tyrannos!* festlich begehen, und die Tageschwäzker, welche heute noch gern

die Terminologie jener unter unerträglichem Drucke schmachtenden Zeiten unnütz im Munde führen, müßten dabei vor Scham vergehen, soweit sie dieser Empfindung noch fähig sind.

Aber brauchten sie denn um hundert Jahre zurückzugreifen? Würden nicht ihre eignen Lebenserinnerungen ausreichen? Und weil sie und ihr Anhang sich wie blind und taub geberden, leugnen, was sie mit Händen greifen können, darum will auch bei uns reine Freude an der Gegenwart sich nicht einstellen. Unmöglich ist es zu behaupten: „Sene Zeiten sind dahin für immer!“ Sie können wiederkehren. Angesichts der unfassbaren Verblendung und Verstocktheit vieler Deutschen gelangen ernste patriotische Männer bereits zu dem trostlosen Glauben, daß unser Volk nicht geschaffen sei, eine Nation zu bilden. Zur Abwehr gemeinsamer Noth vereinigt, sondern sich nach Überwindung der Gefahr augenblicks wieder die Stämme, die Landsmannschaften, vergiften ihre gegenseitigen Beziehungen durch Eifersucht und Scheelsucht, und jeder einzelne setzt seinen Querkopf auf, verlangt auf seine ganze aparte Weise regiert zu werden, und schreit über Unterdrückung, weil das nicht geschieht. Früher hatte mans bequem, da wurde alle Schuld an den Mißgeschicken Deutschlands den Dynastien aufgebürdet. Der liberale Bürger schmähete oder spottete über das Anklammern der kleinen Fürsten an ihre Hoheitsrechte und über ihre Abneigung, sich einem großen Gemeinwesen einzuordnen. „Wenn einmal das Volk selbst bestimmen dürfte . . .!“ Das ist nun abgethan. Bismarck bezeugt den Dynastien, daß sie jetzt die Träger des nationalen Gedankens seien; daß die Deutschen es nicht sind, beweisen sie tagtäglich. Einem großen Reiche anzugehören, von der Weltstellung desselben, von dem Respekt des gesammten Auslandes persönlich zu profitiren, das lassen sie sich wohl gefallen, nur wenn sie ein Titelchen von ihren Gewohnheiten dafür opfern sollen, dann ist es nichts mehr mit dem deutschen Bruder. Diesem widerhaarigen Geschlechte ist keine Vernunft beizubringen. Wenn es nach ihrem Willen ginge, würden sie morgen die Beute der slavischen oder romanischen Nachbarn sein.

Stimmen dieser Art werden keinem Leser fremd sein. Und wer möchte leugnen, daß das Raisonnement nur zu sehr sich auf Thatfachen stützt, und daß unsre neueste Geschichte uns erst unsre Vergangenheit bis auf Armin, Marbod und Segest zurück verständlich macht. Können und dürfen wir hoffen, daß der durch Jahrtausende konservirte Volkscharakter sich nun plötzlich ändern werde? Gewiß nicht. Aber ebensowenig können und dürfen wir an der Zukunft des Vaterlandes verzweifeln. Die zungenfertigen Führer der auf die Schwächung des Reiches hinarbeitenden Parteien beweisen eben, was sie durchaus nicht beweisen wollen, nämlich, daß dieses deutsche Volk absolut ungeeignet ist, nach französischer Schablone regiert zu werden; und wer das erkennt, der hat die Pflicht, alle Kraft für das Durchsetzen von Institutionen aufzubieten, welche unsrer Art entsprechen. Bei einem so starren Individualismus, bei diesem fin-

diesem Glauben an die Herrlichkeit des Oppositionsmachens überall und zu jeder Zeit, wäre ein Regiment der Parlamentsmajorität unzweifelhaft der Anfang vom Ende; und ob Gott so langmütig sein würde, uns ungestört die Komödie nach dem Muster Griechenlands oder Perus oder sonst eines fortgeschrittenen Staatswesens abspielen zu lassen, ist doch etwas unsicher. Man kann auch überzeugt sein, daß die ungeheure Mehrheit des Volkes weit entfernt ist, das zu wollen, was ihre Wortführer anstreben. Aber ganze Bevölkerungsschichten haben sich des eignen Urteils begeben, sie lauschen gedankenlos den ihnen täglich wiederholten Tiraden und glauben endlich eine Überzeugung zu haben, die ihrem Wesen völlig fremd ist. Diesem Zustande ein Ende zu machen, ist die größte Energie notwendig, und uns scheint, daß die Parteien, welche im Ernst und in der Wahrheit ein deutsches Reich wollen, noch lange nicht entschlossen und thätig genug sind.

Denn wie die Dinge heute liegen, sollte man in Deutschland nur von zwei Parteien sprechen können, der deutschen oder Reichspartei und der andern, deren bunte Bestandteile der Kukuk weiß was alles wollen mögen, nur nicht jenes eine, oder doch nicht ohne Bedingungen, welche es unmöglich machen würden. In friedlichen Zeiten, wie sie ja hoffentlich der Welt noch einmal bescheert sein werden, kann man sich den Luxus der Parteizersplitterung nach allen Nuancen des Farbenspektrums gestatten; jetzt sind wir noch im offenen Kriege, und da darf es nur eine Fahne und Feldbinde geben. Wenn die Partei des Reiches sich die konservative nennt, so hat sie dazu alles Recht, denn sie will erhalten, was errungen ist, es weder mit Absicht untergraben noch leichtfertig aufs Spiel gesetzt wissen. Aber der Name Konservative besagt doch nicht genug, und es haftet demselben von früher her eine Nebenbedeutung an, welche der Sache nicht förderlich ist. Wie viele stehen auf demselben Standpunkte und bekennen im stillen, daß das alte Programm der Liberalen in allem wesentlichen und vernünftigen erfüllt ist, während das übrige sich als Schaum und Nebel dargehan hat; aber konservativ wollen sie doch nicht genannt werden. Und mit solchen Schwächen muß man ja rechnen. Wenn die Frage präzise gestellt wird: Wollt ihr das deutsche Reich, wie es ist, nicht mit diesem oder jenem Vorbehalt? so treten Unzählige auf diese Seite, welche darum doch gute Liberale oder gute Katholiken zu bleiben glauben und auch bleiben dürfen.

Von der großen Partei also, welche sich unter keinem Vorwande dazu gebrauchen lassen will, an dem Reiche wieder zu rütteln oder es nach irgend einem fremden Modell umzubauen, von der Partei, welche die dieses Reich von außen und im Innern bedrohenden Gefahren erkennt, von der Partei, welche Herrn Richter dankbar ist, daß er endlich mit der Farbe herausgerückt ist und nicht bloß den innern, sondern auch den äußern Bismarck über Bord werfen will, und welche ebenso entschieden dem Manne, der dem Herrn Richter im Wege steht, als ihrem Generalissimus vertrauend folgt: von der Partei also

sprechen wir. Sie geht unsers Bedünkens nicht entschlossen genug in den Kampf gegen unsre — des ganzen Volkes — Tyrannen.

Die Tyrannen, gegen welche vor hundert Jahren gekämpft wurde, sind nicht mehr, heute stehen wir unter der Tyrannei der Zeitungen, und bevor diese nicht gebrochen wird, kann es überhaupt nicht besser werden. Wir leiden da noch an den Folgen einer Kinderkrankheit. Man hat uns so lange wiederholt, daß das höchste Gut eine freie Presse sei, und daß diese die Wunden, die sie etwa schlägt, auch selbst wieder heile, bis wir den Mut verloren haben, diesen Satz kritisch zu untersuchen. Inzugesheim zweifelt ein jeder, aber die Zweifel äußern, das hieße sich mutwillig um seinen guten Ruf bei allen Biedermännern bringen, die sich mit dem Schreckgespenst der Reaktion ebenso ins Bockshorn jagen lassen, wie ihre Väter mit dem des Liberalismus. So kann es geschehen, daß die tausend und abertausend Tropfen, Tag für Tag auf denselben Fleck fallend, den Boden aufwühlen, non vi sed saepe cadendo. So haben wir uns, weil Luft und Wasser zu unsrer Existenz notwendig ist, daran gewöhnt, auch verdorbene Luft und faules Wasser als heilsam zu betrachten, und wollen der verheerenden Wirkung derselben nicht Einhalt thun. Noch ist in Deutschland das Unheil nicht so weit vorgeschritten wie in so manchem andern Lande, wo die Regierung unter dem Kommando der Parlamentsmehrheit und diese unter dem Kommando der Journalistik steht, und die Staatsmänner aller Grade bei ihren Entschlüssen und Kundgebungen vor allem andern erwägen, was „die öffentliche Meinung,“ d. h. ein paar Dutzend Menschen in ihren Redaktionsbureaus, dazu sagen werde. So arg ist es noch nicht geworden, aber es dahin zu bringen, ist das unablässige Bemühen eines Häufleins Wissender und eines großen blinden Troffes.

Was läßt sich dagegen thun? Für die Wiedereinführung der Zensur würde schwerlich ein Mensch in Deutschland stimmen. Nicht weil jedermann von der Unanfechtbarkeit der Lehrmeinungen durchdrungen wäre, mit welchen eine Kontrolle über das gedruckte Wort als Verletzung eines unveräußerlichen Rechtes stigmatisirt zu werden pflegt; das Verbot, giftige Farben anzuwenden und trichinöses Fleisch zu verkaufen, ist ja auch eine schwere Beeinträchtigung der menschlichen Freiheit! Aber leider lassen sich für die Prüfung der geistigen Nahrung nicht so genaue Vorschriften geben, es wird dabei immer zu viel von der Urteilskraft und Stimmung des einzelnen Menschen abhängen, und folglich ist die Zensur ein unzuverlässiges Werkzeug, welches oft versagt, wo es wirken sollte, am unrechten Ort einschneidet und in Summa mehr schadet als nützt. Um andre Schutzmaßregeln ist es wenig besser bestellt. Man hat wohl daran gedacht, von dem Zeitungsschreiber einen Nachweis der Qualifikation zu fordern. Allein mit den strengsten Prüfungen wäre nichts gewonnen, weil der Charakter sich nicht prüfen läßt, und weil es unmöglich sein würde, allen Unbefugten, allen Winkeljournalisten nachzuspüren und das Handwerk zu legen, welches auf

den Namen Befugter betrieben werden könnte. Und endlich läge auch da der Mißbrauch zu gefährlich nahe.

Zweckmäßige Ergänzung der Strafbestimmungen scheint nicht ganz unmöglich. Mit der Tendenz, die Verantwortlichkeit in der Richtung der Verbreitung des Strafbaren aufs weiteste auszudehnen, war man wohl kaum auf rechtem Wege, vielmehr würde es sich empfehlen, die Haftbarkeit der Zeitungseigentümer mehr zu betonen. Die letzteren müssen es ja als eine Zurücksetzung auffassen, wenn sie bloß durch einige Einbuße an schönem Mammon für ihre Überzeugung einstehen dürfen, während die Mitarbeiter, oder gar ein armer Teufel von Verantwortlichem, ihre Freiheit zu opfern haben, und Vernachlässigung der pflichtmäßigen Obsorge läßt sich ohne Zweifel auch der zu Schulden kommen, der auf einen verantwortlichen Posten eine unzuverlässige Person stellt. Anstrengungen, dem Gesetz eine Nase zu drehen, würden, wie sich von selbst versteht, nicht ausbleiben, aber ganz so leicht wäre in dem Falle das Durchschlüpfen doch kaum, und die Haltung manches Blattes dürfte wohl eine andre werden, wenn die Ausrede: „Das Geschäft ist mein, aber um seine Leitung bekümmere ich mich nicht“ unstatthaft wäre.

In anderer Beziehung hat die Journalistik selbst vor kurzem einen beachtenswerten Fingerzeig gegeben, indem Zeitungen einen Korrespondenten verklagten, weil er ihnen erfundene Mitteilungen gemacht und sich dafür hatte honoriren lassen. Ein ähnliches Verhältnis besteht auch zwischen dem Zeitungsunternehmen und dem Abonnenten. Die Form müßte sich mithin wohl finden lassen, dem Verbreiter erfundener Nachrichten vonseiten des betrogenen Publikums zu Leibe zu gehen. Als der Reichskanzler in seiner letzten großen Rede von der Verlogenheit der liberalen Presse sprach, machte eine von jenen Zeitungen, die stolz darauf sind, den Geschmack der Menge am besten zu treffen, den geistreichen Witz, leider sei es nicht möglich, den Fürsten Bismarck wegen Preßbeleidigung zu belangen. Ob der Versuch wohl schon gemacht worden ist? Es wäre wenigstens denkbar, daß die „Verfolgung“ gestattet, aber auch der Beweis der Wahrheit angetreten würde. Und welche Fülle von Material mag gerade der Kanzler angesammelt haben! Was alles hat er nicht schon gedacht, gewollt, beabsichtigt, gesagt, vorbereitet u. s. w. u. s. w., wovon er nicht das geringste ahnte, bis die Zeitungen es ihm und der Welt verkündeten! Wenn einem Fabrikanten öffentlich nachgesagt würde, er wolle absichtlich sein Geschäft ruiniren, seine Gebäude in Brand stecken, oder er machinire hinter dem Rücken seiner Kompagnons oder dergleichen mehr, so würde er sich Recht zu verschaffen wissen; aber wenn es sich bloß um den Staat, dessen Regierung und das Haupt derselben handelt, darf ein jeder die Thatfachen entstellen, Lügen leichtfertig verbreiten oder selbst in die Welt setzen. Der Ausdruck Verlogenheit hat die Herren verletzt; nun wohl, ein kleines, aber recht bezeichnendes Beispiel aus jüngster Zeit. Aus dem Wahlprogramm des „Reichsboten“ teilten liberale Zei-

tungen aus dem Zusammenhange geriffene Stellen mit, um zu zeigen, was die konservative Partei wolle, nämlich: Erhaltung der christlichen Volksschule, Zurückweisung des Einflusses des Judentums im Staatsleben (das Wort „überwuchernden“ war weggeblieben), Beilegung des Kulturkampfes und — Beseitigung des Hausirhandels. Natürlich hat sich der liberale Spießbürger bei der Lektüre bekreuzt. Da sieht man's, die leibhaftige Reaktion, das pure Mittelalter! Daß die aufgeführten Punkte ungefähr nur ein Zehntel des Ganzen ausmachen, daß aber vor allem nicht Beseitigung des Hausirhandels überhaupt, sondern nur des gemeinschädlichen Hausirens „mit Vieh, Ellenwaaren, fertigen Handwerkswaaren, Schnaps und Wertpapieren“ gefordert wird, erfährt der Leser nicht. Eine solche Art des Zitirens läuft aber auf absichtliche Verleumdung der Verfasser des Programms und auf Verfälschung der dem Abonnenten zu liefernden Waare hinaus. Und sollte ein Redakteur sich darauf ausreden wollen, er habe den Unterschied zwischen dem Originaltext und seinem Zitat nicht erkannt, so würde er damit beweisen, daß ihm die für seine Stellung erforderlichen Fähigkeiten abgehen. So oft es sich um Besteuerung oder um gesetzliche Beaufsichtigung der Zeitungen handelt, werden die Interessen der Zeitungsindustrie geltend gemacht, wird berechnet, wieviele Menschen dieselbe beschäftigt, wieviel Papier sie verbraucht, wieviel sie der Post einträgt; es wäre also billig, auch bei andern Anlässen sie wie andre gewerbliche Unternehmungen zu behandeln.

Daß die Publizistik zu einer Industrie geworden ist, das hat ja offenbar am meisten zu ihrem Verderb beigetragen. Auch hier zeigt sich die unbeschränkte Konkurrenz im schönsten Lichte. Gediegenheit des Inhalts, Zuverlässigkeit der Nachrichten, würdiger Ton, gebildeter Stil: das wäre ungefähr, was der Leser von seinem Blatte verlangen sollte, welcher Partei beide angehören mögen. Nun tritt aber der gewiegte Geschäftsmann auf. Er hat erkannt, daß mit einer Zeitung, insofern sie Annoncen und Reklamen aufnimmt, ebenjogut ein großes Geschäft zu machen sei wie mit Getreide oder Lotterieloose oder Hasenfellen, wenn man es nur richtig angreift, etwa nach dem System, nach welchem die großen Kleidermagazine betrieben werden. Man muß sehr viel für wenig Geld geben; nimmt einer einen ganzen Anzug, erhält er noch einen aufgebügelt Hut obenein, der Schnitt wird so eingerichtet, daß die Gegenstände jedermann „wie angegossen“ passen; solide Arbeit kann natürlich niemand verlangen, wenn sie nur von heut auf morgen zusammenhält und den falschen Glanz nicht verliert. Der Mann will ja sein Anlagekapital und die großen Spesen für tägliche Ankündigungen in allen Weltgegenden wieder hereinkommen, und zwar so schnell und oft als möglich. Niemand wird die große Ähnlichkeit zwischen beiden Geschäften verkennen. Wie auf dem Trödelmarkt preisen sich die fortgeschrittensten Blätter als die billigsten, reichhaltigsten, pikantesten und — gesinnungstüchtigsten an und suchen den Vorübergehenden an den Rockschößen zu sich hereinzuzerren. Und der Unschuldige staunt wirklich über die Menge Waare, die ihm für wenige

Markt zugesichert wird, er glaubt wirklich, daß der auf ihn einredende Menschenfreund an jedem neuen Abonnenten baaren Verlust haben müsse; und darin hat er auch nicht Unrecht. Der Abonnent ist nur das Mittel, um den Inserenten zu gewinnen, von dem lebt das Unternehmen, der baut dem Menschenfreunde die Häuser und kauft ihm die Landgüter. Und der Menschenfreund, der vielleicht über Dativ und Akkusativ stolpert und außer Stande ist, einen präsentablen Brief zu schreiben, wird eine Macht im Staate, weil er die Reklame versteht und den richtigen Spürsinn für die geistigen Bedürfnisse des echten Philisters hat. Der will ein politisches Raisonnement lesen, wie er es selbst zu führen versteht, immer das Zeugnis erhalten, daß er geschickter sei als alle die großen Herren, welche unverdienterweise da stehen, wo er stehen sollte, will immer bestätigt erhalten, daß der größte Teil der Staatslasten auf seinen Schultern ruhe, und daß es kinderleicht wäre, allen Übelständen abzuhelfen, wenn man nur ihm und seinem Leibjournal folgen wollte. Das ist die politische Weisheit, mit welcher zu Zeiten materieller Not und ungerechter Verteilung der Lasten und Rechte die untern Schichten für die Revolution erzogen werden: übertriebene Schilderung der Notstände, Verdächtigung der Absichten der bestehenden Gewalten, Aufhebung gegen die gesetzliche Ordnung und phantastische Verheißungen von einem glückseligen Zustande, den zu erreichen nichts weiter nötig wäre, als die Macht den Händen zu entreißen, in welchen sie sich befindet. Die Mittel sind immer dieselben gewesen, so lange es Staaten giebt, und haben sich auch stets wirksam erwiesen, wo nicht klares Wollen und Energie am Ruder standen. Jetzt fehlen freilich die Vorbedingungen für demagogische Thätigkeit. Niemand wird in seinen Rechten gekränkt, die Verwaltung ist in musterhafter Ordnung und steht unter Kontrolle der Öffentlichkeit, und der Armut zu steuern ist gerade jetzt die Regierung mit einem Ernst und Scharfblick bemüht, wie nie zuvor irgendeine Regierung. Versüßte die Agitation nur über die Mittel früherer Zeiten, sie müßte scheitern beim ersten Versuch. Da bietet sich ihr die Presse dar, welche täglich in ihre Leute hineinredet, ohne Widerlegung zu finden, denn jene lesen ja nicht, was die Gegner vorbringen. Die Dreistigkeit der Sprache befremdet wohl zuerst, imponirt aber bald. „Es muß doch etwas daran sein, es steht ja täglich in der Zeitung!“ Und die von Haus aus gemäßigeren Blätter schlagen endlich auch dieselben Töne an, weil sie nicht verdunkelt und aus der Gunst ihrer Abonnenten verdrängt werden wollen. So bildet sich denn der liberale Philister in aller Ruhe und Behaglichkeit seiner Existenz ein, unterdrückt zu sein, Ursache zum Mißtrauen und zum Murren gegen ein Regiment zu haben, für das er täglich seinem Schöpfer danken sollte. Er weiß nicht oder vergißt, welcher Segen sich über Frankreich ergossen hat, als vor hundert Jahren dort dieselben Lehren vorgetragen worden waren, gläubige Anhänger gefunden und es im Verein mit der Nachsicht und Schwäche der Regierung dahin gebracht hatten, daß nach dem Ausdruck Taines nicht mehr das Volk den Autoritäten,

sondern die Autoritäten dem Volke gehorchten. Wie der Börsenspieler sich einbildet, er, er allein werde den Moment erhaschen, um seinen Gewinn in Sicherheit zu bringen, so glaubt der liberale Philister, ihm werde beschieden sein, in Ruhe die Früchte zu genießen, welche die moderne Laterna magica ihm an die Wand zaubert.

Aber jedes Volk hat die Presse, die es verdient. Es genügt nicht, daß wir mit Abscheu und Ekel uns von dem Treiben jener Komödianten abwenden, welche Camille Desmoulins und Konsorten kopiren, ohne doch von der Zeit das Stichwort zu erhalten wie jene. Wir müssen uns vor Augen halten, daß gegen Landplagen mit Verordnungen und Strafen allein nicht geholfen werden kann, sondern jeder Hand anlegen muß auf seinem Plage. Wir dürfen nicht warten, bis der Heuschreckenschwarm alles, was grünt und blüht und keimt, vernichtet und nur seinen Luft und Boden verpestenden Urur zurückgelassen hat. Es muß eine Liga der anständigen Leute geschlossen werden, welche sich zur Pflicht macht, gegen das Gezücht mit allen ehrlichen Mitteln unnachsichtlich zu Felde zu ziehen. Niemand darf die Blätter jener Sorte in sein Haus lassen, niemand sie an öffentlichen Orten in die Hand nehmen, niemand vor allem direkt zu ihrem Einkommen beisteuern. Es muß dahin gewirkt werden, daß kein Schriftsteller von Namen, der sich nicht jener Partei verschrieben hat, an solchen Blättern mitarbeite, und es gilt dies namentlich von Romandichtern, die dazu dienen müssen, das giftige Zeug in die Familien einzuschmuggeln. Wir dürfen nicht ermüden, die Gedankenlosen darüber aufzuklären, welchen Tendenzen sie Vorschub leisten, welche Zustände sie herbeiführen helfen. Das ist Ehrenpflicht, das erfordert aber auch die Selbsterhaltung. Wir sind im Kriege, je energischer wir ihn führen, desto eher kann auf Frieden gerechnet werden. Und der Kampf gegen angemessene und mißbrauchte Gewalt hat ja immer die Sympathien Rechtlichdenkender. Darum vorwärts in tyrannos!



Zur Geschichte des deutschen Liberalismus.



er Name, unter dem zum Behufe der letzten Reichstagswahlen die fortschrittliche und die secessionistische Fraktion sich zusammengethan und sich dann auch mit den nahestehenden Fraktionen rechts und links zu vereinigen und als eine große liberale Partei hinzustellen gesucht haben, hat das Auge der Tagespolitik wiederholt auf die Entstehung und Bedeutung des Namens „liberal“ hingelenkt und so auch uns zu dem hier mitzuteilenden Versuch einer kurzen historischen Dar-